

RALPH MÜLLER, *Theorie der Pointe* (= *Explicatio. Analytische Studien zur Literatur und Literaturwissenschaft*, hrsg. von HARALD FRICKE und GOTTFRIED GABRIEL), Paderborn (mentis) 2003, 341 S.

Die vorliegende Druckfassung einer an der Universität Freiburg (Schweiz) angenommenen Dissertation, hat, wie schon ihr lapidarer Titel verrät, einen nicht geringen Anspruch und verdient aufgrund ihres hohen Reflexionsniveaus und ihrer philologischen Seriosität eine gründliche Auseinandersetzung. Sie besteht ziemlich genau zur Hälfte aus einer an der Gattung Witz entwickelten allgemeinen Theorie der literarischen Pointe (Kap. 1–4), die dann im zweiten Teil (Kap. 5–8) auf die als besonders pointenreich bekannten Kurzgattungen Epigramm, Anekdote, Aphorismus und Sketch angewandt wird. Gleich in der Einleitung wird die Pointe „im engeren Sinn“ als Texteigenschaft auf die Schlusspointe eingeschränkt und von vageren Begriffsverwendungen abgesetzt. Der sorgfältig redigierte Band¹⁾ enthält eine überaus reiche und, wie sich bei der Lektüre gezeigt hat, substantiell genutzte Bibliographie sowie je ein nützliches Namen- und Sachregister.

Im ersten Teil geht es zunächst darum, die Geschichte der älteren Versuche zur Entwicklung einer Theorie der Pointe einschließlich ihrer Nachbarformen nachzuzeichnen. Das lange diachronische Kap. 2, in dem der Verf. sich unter anderem auf Vorarbeiten von Pierre Laurens und Mercedes Blanco stützen kann, hat vor allem die Aufgabe, die eigene Theorieentwicklung aus den Defiziten älterer Versuche einsichtig zu machen. Präsentiert und diskutiert wird hier in aller gebotenen Knappheit, aber weitgehend mit originalsprachigen Belegen (was ich für kein geringes Verdienst halte) zunächst die lange Tradition der rhetorischen Theorie von Pointen-Vorläufern von der Antike über die barocke *agudeza*- und *conchetto*-Ästhetik (hier war für mich M. K. Sarbiewski die größte Lektüre-Überraschung) bis zu den Komiktheorien des 19. Jahrhunderts; sodann die neuere Forschungsgeschichte zu Pointe, Witz und Komik von Freud über Greimas bis hin zu pointenrelevanten Theoremen der Kognitionswissenschaft, an die sehr hohe Erkenntniserwartungen herangetragen werden, insbesondere zu den auf dieser Grundlage entwickelten *frame*- und *script*-Theorien, an die der Verf. im Folgekapitel selbst anknüpft²⁾.

¹⁾ Verschreiber sind ausgesprochen selten: „pratique“ (S. 14 Anm. 5) statt „pratique“, „dialogue“ (S. 18 Anm. 27) statt „dialogue“, „L'Agudeza“ (S. 51) mit französischem Artikel, „in dessen bahnbrechenden“ statt „bahnbrechendes Buch [...] aufgenommen“ (S. 79f.), „qui on possédé“ (S. 150 Anm. 5) statt „ont“, bei Boileau die Namensform „Nicholas“ (S. 313) statt „Nicolas“ und „Werner Riemers-“ (S. 316) statt „Werner-Reimers-Stiftung“ – viel mehr ist hier nicht zu monieren.

²⁾ Das Beispiel ‚Einkauf im Supermarkt‘ zur Erläuterung des Unterschieds von *frame* und *script* (S. 98 Anm. 344) zeigt besonders ernüchternd, auf welchen eingeschränkten Modus von „Weltwissen“ hier rekurriert wird. Es ist für mich nicht leicht nachvollziehbar, welches wissenschaftliche Wohlwollen der durchaus scharfsinnige Verf. etwa Raskins Konzeption von *scripts*, die die trivialsten Patterns aus dem US-amerikanischen Alltag verallgemeinern,

Grundlegend ist hier die Vorstellung, dass die Verstehensstruktur der Pointe die einer sekundär aufgelösten (oder wenigstens verminderten) Inkongruenz sei. Eine zentrale Rolle wird dabei der Erkenntnis beigemessen, dass die Inkongruenz nicht (allein) aus dem Text-, sondern (auch) aus dem Weltbezug erwächst (die einschränkenden Zusätze stammen von mir). So erklärt sich auch der Vorwurf gegen Greimas' „Isotopien-Disjunktions-Modell“, es versuche die Frage der Inkongruenz „allein am Text zu lösen“ (113), dem allerdings entgegenzuhalten ist, dass Greimas aus ähnlichen Überlegungen bereits die Kategorie des „contexte global“ entwickelt hat, der entschieden kein Kotext (d.h. keine Textumgebung) mehr ist und den „szenographischen“ Konzepten, auf die sich der Verf. bezieht, bei allen terminologischen und ideologischen Unterschieden näher steht, als hier suggeriert wird. Das Kapitel schließt mit der allgemeinen Definition eines pointierten Texts: „Genau dann, wenn ein Text (1) inkongruente Elemente aufweist, die durch ihren (2) unvermuteten Zusammenhang sinnvoll erklärt werden können, und wenn dieser Text (3) tektonisch und (4) konzise und zusätzlich (5a) kondensiert oder auch (5b) gebrochen kohärent oder auch (5c) uneigentlich präsentiert ist, dann ist er pointiert und kann pointen-wirksam sein“ (126). Diese Struktur aus vier notwendigen und drei alternativen Merkmalen, die nicht zufällig an die der Aphorismusdefinition Harald Fricke erinnert³⁾, wird in der Folge an sehr verschiedenartigen Kurztexten überprüft und diversifiziert.

Ich verhehle nicht einige Bedenken hinsichtlich der Konzeption der drei alternativen Merkmale Kondensation, Kohärenzbruch und Uneigentlichkeit, die – als solche eher axiomatisch gesetzt (121) – als plausibel aus der Textanschauung hergeleitet werden und zudem nicht nur begrifflich etwas unterbestimmt sind (ein *apeirón* ist in einer operablen Pointendefinition eher unerwünscht), sondern auch einige Abgrenzungs- und Hierarchisierungsprobleme untereinander aufwerfen. Wenn etwa die Kondensation einmal bloß als „verstärkte Form der Konzision“ (125), ein andermal als Ergebnis von „uneigentlichen Redeformen“ (ebd.) erscheint, so fragt man sich, warum sie zugleich den Status einer eigenen Kategorie gleicher Ordnung hat und nicht unter eines der beiden anderen Merkmale subsumiert wird. Die Definition der Uneigentlichkeit als Abweichung von der „geregelten lexikalischen Bedeutung“ (123) spricht von letzterer, als ob sie etwas objektiv Gegebenes wäre und nicht eine bestenfalls statistisch begründbare Lexikographen-Entscheidung; überdies wird die Definition durch den hier zur Illustration angeführten Witz (Text 19) schwerlich erfüllt. Überhaupt scheint mir Uneigentlichkeit ein allzu unspezifisches Pointenmerkmal, das denn auch später aus gegebenem Anlass weiter eingeschränkt wird (vgl. unten Anm. 4).

Ungeachtet eigener Zweifel an der völligen Systematisierbarkeit von Formen der Pointenauslösung unternimmt der Verf. nach dieser allgemeinen Definition einen Typologisierungsversuch der Pointe auf der Basis der Dichotomie von Wortpointe (an die Sprachoberfläche gebunden, daher im Prinzip nicht beliebig übersetzbar) und Sachpointe (mit umgekehrter Prädikatierung), der mir trotz mancher Delimitierungsprobleme für die meisten Fälle durchaus brauchbar scheint. Dass die Zweiteilung nicht streng alternativ aufzufassen ist, indem nämlich auch die Sachpointe zumindest häufig einen Anknüpfungspunkt an der Textoberfläche – etwa eine Amphibolie oder eine Diaphora – voraussetzt, ist auch dem Verf. bewusst. Noch eher an seine Grenzen gelangt das Modell bei den so genannten „kulturell bedingten Pointen“ (206),

entgegenbringt. Auch Begriffsungetüme wie die „script-semantische Theorie des Humors [SSTH]“ (S. 115) oder ihre „erweiterte Form“ mit dem noch beeindruckenderen Namen „GTVH (General Theory of Verbal Humor)“ (S. 98) provozieren keine Ironiesignale.

³⁾ H. FRICKE, *Aphorismus*, Stuttgart 1984, S. 18; ähnlich und verallgemeinert in jüngeren Schriften. Meine früheren Bemerkungen dazu, etwa in meinem Buch *Der moderne französische Aphorismus. Innovation und Gattungsreflexion*, Tübingen 1991, S. 11–14, brauche ich hier nicht zu wiederholen.

etwa bei der christlichen Metaphorik in den Textbeispielen 72–74, die der Verf. mit guten Argumenten den Wortpointen zurechnet, aber zugleich mit Recht für prinzipiell übersetzbar ansieht (207).

Die Sonderstellung der „phraseologischen Pointen“, die auf dem Spiel mit festen Wendungen und Zitaten beruhen, muss hier ebenso in Kauf genommen werden wie die Tatsache, dass die Einzelformen der Sachpunkte eine prinzipiell offene Reihe unterschiedlicher (einander nicht ausschließender) Verfahren bilden und damit deutlich weniger homogen sind als die der Wortpunkte. Ob die „Auflösung“, so wie sie S. 144f. beschrieben wird, eine Technik zur Erzeugung pointierter Texte ist, scheint mir eher fraglich – dem Verf. offenbar auch, wie sein Schema S. 148 zeigt, in dem die Auflösung der Rubrik ‚Tendenziell nicht pointiert‘ zugeordnet ist; trotzdem verwendet er sie gelegentlich als Pointensignal (169). Bei den Einzelgattungen zeigt sich später, dass nicht nur die strenge Trennung von Wort- und Sachpunkte nicht aufrechtzuerhalten ist, sondern dass auch einige der hier genannten Merkmale (etwa Lakonismus und Auflösung) weniger ergiebig sind als andere. Zu bewerten ist diese Typologie ohnehin vorwiegend danach, was sie für die Textanalyse leistet.

Bei der Anwendung auf die übrigen Gattungen geht der Verf. nach einem ähnlichen Modell vor; nur zum Sketch, wohl der bisher am wenigsten behandelten Gattung, bringt er einen ausführlicheren und zum Teil über seine Fragestellung hinausführenden Präsentationsteil. Die Gattungsdefinitionen folgen weitgehend dem oben zitierten Merkmalmuster, wobei dahingestellt sei, wieweit der Ähnlichkeit der Form eine Gleichwertigkeit der Stringenz und Genauigkeit der einzelnen Definitionen entspricht. Behandelt werden jeweils deutsche Beispiele aus historisch mehr oder weniger umfassenden Korpora, beim Epigramm aus nahe liegenden Gründen die besonders gattungsprägende Barockvariante, die erkennbar einer älteren Pointenästhetik folgt, beim rezenten Sketch natürlich Gegenwartstexte.

Da in all diesen Gattungsdefinitionen die Pointierung nur eines von mehreren alternativen Merkmalen darstellt, enthält jedes der Kapitel 5–8, zum Teil durch Überschriften eigens ausgewiesen, auch Texte, die nach dem Verständnis des Verf.s keine Pointen aufweisen. Beim Epigramm leuchtet dies insofern ein, als hier schon nach dem Selbstverständnis älterer Theoretiker zwei Varianten mit eigenen Traditionen vorliegen, das anmutige Epigramm Catulls und das scharfsinnige Epigramm Martials. Hier gäbe es sonst wohl nur die Möglichkeit, entweder die Gattung unhistorisch auf die zweite Variante zu verengen oder den Pointenbegriff so weit zu entleeren, dass er auch auf die Texte der Catull-Tradition anzuwenden wäre; beides schiene in der Tat velleitär. Eine ähnliche Konstellation könnte sich auch für den Sketch abzeichnen, sofern man angesichts des kurzen Beobachtungszeitraums von noch nicht einmal einem Jahrhundert bereits eine solche These zu formulieren wagt. Der Verf. unterscheidet versuchsweise zwei Gattungsvarianten: den „politisch-satirische[n] Kabarettsketch“ mit Pointierung (304) und den „Sketch der Comedy“ (ebd.), der auf Running Gags und Komik ausgerichtet, aber nicht im bisher definierten Sinn pointiert sei. Wieweit diese Typologie historischen Bestand haben wird, lässt sich noch nicht entscheiden.

Ob die Pointenlosigkeit auch bei der Anekdote und beim Aphorismus in gleicher Weise zur Binnengliederung herangezogen werden kann, sei dahingestellt; ich neige eher dazu, hier nur zwischen stärkeren und schwächeren Pointen ohne scharfe Binnengrenze zu unterscheiden. Dass die Dahn-Anekdote (Text 67) entgegen dem Augenschein als unpointiert aufgefasst wird (202), schiene mir etwa Anlass für eine solche Korrektur. Ähnliches gilt für die Aphorismen. So wird man bei einer etwas flexibleren Auslegung der Pointierungsbedingung ‚Inkongruenz und deren sekundäre Beseitigung‘ keine Schwierigkeiten haben, die Beispiele 92–95 dem pointierten Aphorismus zuzuschlagen. Die La-Rochefoucauld-Maxime über die *clémence des princes* (Text 94) ist nicht nur eine sachliche These, sondern eine decouvrierende und höchst überraschende Neudefinition eines in der damaligen politischen Moral gerade umgekehrt valorisierten Modells,

also selbst nach der strengen Pointendefinition dieser Untersuchung pointiert. Überraschend-sinnvoll scheint mir auch der Schlegel-Aphorismus 95, bei dem der Verf. offenbar selbst geneigt ist, Abstriche von seiner Ausschluss-These zu machen (235). Das Urteil, es passe nicht zur Pointe, „wenn ein Aphorismus durch die Offenheit des Interpretations-Spielraums den Leser ‚überfordert‘“ (238), halte ich für unbegründet dogmatisch, vor allem in Anwendung auf den hier gemeinten Text 100, bei dem mir keineswegs ausgemacht scheint, dass seine verschiedenen möglichen Lesarten wirklich gleichwertig seien. Die Grenzen zwischen den vom Verf. angesetzten beiden Aphorismen in Bezug auf die Pointierung sind jedenfalls fließender, als es nach der kontrastiven Analyse der Texte 100 und 101 scheinen mag.

Bei der Definition der Anekdote hätte ich – unabhängig von der Pointierungsfrage – auch Bedenken gegenüber der nach meiner Einschätzung allzu rigiden Bestimmung der Gattung als rein fiktional mit einem bloßen „*Anschein von Faktizität*“ (193). Die intendierte Faktualität scheint mir vom Selbstverständnis der Gattung her nicht weniger gewichtig als die bloß pseudohistorische Zuschreibung bei so genannten „Wanderanekdoten“. Dass die Anekdote über die historische Referentialität hinaus auf Allgemeines abzielt⁴⁾ (219), begründet noch keine Fiktionalität im engeren Sinn, wie man ja auch etwa die mittelalterliche Geschichtsschreibung bei aller Phantastik und allem Hang zur moralischen Lehrhaftigkeit ihrer Intention nach nicht einfach der fiktionalen Darstellung zurechnen wird.

Eine besondere Leistung des Aphorismus-Kapitels, von dem bereits eine italienische Vorfassung vorliegt⁵⁾, scheint mir darin zu liegen, dass die allgemeine Bestimmung der Pointe als sekundär aufgelöste Inkongruenz in unterschiedlicher Weise vom traditionellen Begriffsaphorismus der moralistischen Tradition wie auch vom rezenteren Bildaphorismus, in dem Metaphern oder andere Tropen als besondere Formen einer sekundär aufgelösten *semantischen* Inkongruenz die Funktion einer Pointenvariante einnehmen, eingelöst werden kann und so eine auf einer einheitlichen Theorie beruhende Abgrenzung zweier historisch gut belegter Formtypen ermöglicht. Dass die eher beiläufig behandelte Ökonomie der zur Pointierung eingesetzten Mittel gerade bei dieser Gattung ein wichtiger Gradmesser für ästhetische Qualität ist (umständliche Pointen-Inszenierungen implizieren fast immer Konzisionsmängel), illustriert aufs Schönste der Text 120, dessen Pointierung nicht einfach auf einer konventionellen Metapher, wie der Abschnittstitel suggeriert, sondern auf einer breit ausgeführten Allegorie beruht und dementsprechend eher schwach scheint.

Der abschließend behandelte Sketch zeigt sich nicht nur durch seine geringe historische Tiefe und die Zugehörigkeit zur Hör- (und Schau-) statt zur Leseliteratur, sondern auch durch die Tatsache als randständig, dass er gerade von der Pointe her bis zu einem gewissen Grad eine Langform darstellt. Wenn Pointe ‚Schlusspointe‘ bedeutet, muss bei mehreren aufeinander folgenden Pointen innerhalb eines Texts, wie es im Sketch-Dialog oft der Fall ist, der Text in kleine Einheiten mit Teil-Schlusspointen segmentiert werden. Ob sie alle die strengen Pointenmerkmale aufweisen, die an anderen Gattungen exemplifiziert worden sind, wäre noch zu prüfen. Wenn schließlich der letzte Satz des Kapitels: „Der Sketch lebt von der Inkongruenz, die nie wirklich

⁴⁾ Der Verf. diskutiert ausführlich die Frage, ob, wenn „metonymische Uneigentlichkeit“, d. h. die Verallgemeinerungsfähigkeit des Erzählten, zugleich als Pointen- und Anekdotencharakteristikum anzusehen sei, nicht *jede* Anekdote als pointiert zu gelten habe, und führt dann aufgrund der vergleichenden Analyse einiger Anekdoten ad hoc das Zusatztheorem ein, nur die „gerichtete metonymische Uneigentlichkeit“ (S. 223) sei pointenproduzierend.

⁵⁾ HARALD FRICKE und RALPH MÜLLER, „La *pointe* nell’ aforisma“, in: *Configurazioni dell’ aforisma. Ricerca sulla scrittura aforistica* diretta da Corrado Rosso, Bd. 1, hrsg. von GIULIA CANTARUTTI, Bologna 2000, S. 31–45. Vgl. dazu meine Rezension in: *RJb* 53 (2002) S. 301–307, hier: S. 302.

beseitigt wird“ (305) wirklich Anspruch auf Allgemeingültigkeit erheben sollte, wäre damit für die Gattung eigentlich ein Mindestanfordernis der Pointe überhaupt negiert.

Im Schlusskapitel, das die Ergebnisse präsentiert und dabei verschiedene Funktionen der Pointe unterscheidet, deren wichtigste zweifellos die Erkenntnisfunktion ist, sind mir zwei Formulierungen aufgefallen, die ich als konvergent interpretiere: das Werturteil, gerade gute Pointen zeichneten sich dadurch aus, „dass viele alternative Pointen-Merkmale erfüllt sind“ (307), und der Befund, dass bei Epigramm, Anekdote, Aphorismus und Sketch „die jeweils pointierten Texte eher zu *satirischen*, *witzigen* und *scherzhaften* Ausprägungen der Gattungen [gehören], während nicht-pointierte Beispiele bei Epigramm, Anekdote und Aphorismus⁶⁾ eine Tendenz zur *Nützlichkeit* und *Gnomik* zeigen“ (308). Ich lese die beiden Theoreme wenn schon nicht als Zurücknahme, so doch als vorsichtiges Transzendieren des formalen Alternativitätspostulats der Pointendefinition, das zweite geradezu als indirekte Bestätigung dafür, dass die pointierten Formen als Träger spezifisch ästhetischer Funktionen eben doch *literarischer* sind, dem Prototyp dieser Gattungen näher stehen, d. h. dass die Pointierung unter den scheinbar gleichgeordneten „alternativen Merkmalen“ hier doch eine höhere hierarchische Stellung einnimmt als andere.

Auf die Frage, ob diese allgemeine Theorie der Pointe das leisten kann, was sie verspricht, kann meine Antwort ungeachtet aller Detailkritik nur positiv ausfallen. Ich meine in der Tat, dass sich mit dem hier gebotenen theoretischen Material die Pointe als ausreichend homogenisierbares literarisches Phänomen erkennen und auch über den französischen und deutschen Sprachraum hinaus wissenschaftlich vermitteln lässt. Der Erkenntniswert einer solchen Pointendefinition lässt sich nur über die Überprüfung am ästhetischen Spontaneindruck (der sich natürlich seinerseits diskursiv äußern muss) beurteilen, anders ausgedrückt: Sie soll möglichst zuverlässig und objektivierbar alle als pointiert empfundenen Texte ein- und alle anderen ausschließen, denn ein literaturtheoretischer Begriff, dessen Substrat nicht zugleich als ästhetisches Phänomen unmittelbar erfahren werden könnte, bliebe ein bloßes Konstrukt von ungeklärter Erkenntnisrelevanz. Um die unvermeidlichen Korrelationsprobleme zwischen den distinkten Merkmalen einer Definition und den kontinuierlichen Übergängen der ästhetischen Erfahrung zu minimieren, plädiere ich in solchen literarästhetischen Fragen grundsätzlich für ein Prototypenmodell mit zentrumsnahen und peripheren Varianten, wohl wissend, dass ein literaturtheoretischer Begriff auch nicht über Gebühr (ein absolutes Maß lässt sich nicht angeben) gedehnt werden kann, ohne seine Distinktionskraft einzubüßen. Erfreulicherweise rückt auch der deutlich begriffstrengere Verf. in seiner Praxis diesen Postulaten insofern näher, als er Grenzbereiche anerkennt und Pointen unterschiedlicher Definitionsgenauigkeit nebeneinander gelten lässt. Damit flexibilisiert er seine Grundformel der Pointe so weit, dass sich insgesamt eine recht gute Korrelation zwischen Theoriebefund und Spontanempfinden ergibt.

Zu dieser Kontrolle durch die Praxis trägt natürlich auch schon die Tatsache bei, dass der terminologisch sichere, kenntnisreiche und differenziert argumentierende Verf. bei aller Theoriefreude von Anfang an die Textanschauung nicht zu kurz kommen lässt. Seine Pointendefinition erfolgt ja weitgehend nicht deduktiv-axiomatisch, sondern erwächst induktiv aus der Analyse von Textbeispielen und muss sich danach an anderen Texten bewähren. Der diesem Verfahren inhärente hermeneutische Zirkel, d. h. der Verdacht der Vorauswahl der 163 Modelltexte nach theoriegeleiteten Kriterien, scheint mir weniger gefährlich für die Repräsentativität des Ergebnisses als willkürliche Setzungen. Niemand wird im Übrigen einer auf exemplarisch-systematische Präsentation von Elementarphänomenen ausgerichteten Arbeit vorwerfen, für die Plausibilisierung der Theorie weniger ergiebige Texte nicht in die Reihe der Musterbeispiele aufgenommen zu

⁶⁾ Der Sketch ist hier wohlweislich ausgelassen, weil für ihn das folgende Prädikat ganz fehl am Platz wäre.

haben. Wichtig ist nur, dass sich Autor und Leser bewusst bleiben, dass angesichts der Gesamtzahl der einschlägigen Texte die Skala der Pointierungsvarianten beträchtlich höher liegt, als es hier im Grundsätzlichen vorgeführt werden konnte.

Zu allerletzt soll auch die gewandte und dabei erfreulich nüchterne Diktion des Buches nicht unerwähnt bleiben, die die Lektüre deutlich über das Maß des in Dissertationen Üblichen hinaus zum intellektuellen Vergnügen macht.

Werner Helmich (Graz)